

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 78

Freitag, den 16. April

1920

Eva, wo bist du?

Roman von Fedor von Zobeltitz.

„Eli,“ rief Christel, indes die Gulla sehr verbucht aus-
sah, „ich bitte dich jetzt dringend um Aufklärung, sonst schide
ich augenblicklich zum Arzt und lasse die ärztlichen SENS-
plaster auf die Füße legen, um das Blut abzusaugen.“
Nun endlich wurde Eli verständlich und begann zu erzählen.
Sie hatte die Geschichte von Barthel Wigels immer als ihr
Geheimnis betrachtet, in den Nachstunden daran ge-
arbeitet oder wenn Christel nicht im Hause war. Jetzt
hatte sie ihren eigenen Namen auf das Manuskript gesetzt;
dann war ihr eingeleuchtet, daß Daniel Wolfraß und Lante
Dorothea damit vielleicht nicht einverstanden sein würden,
und hatte ihn in „Eli Gulla“ abgeändert. „Das klingt gut,
nicht wahr?“ fragte sie. „So arabisch. Jedenfalls aus-
ländisch. Ausländisch zieht immer. Es ist auch sehr Ver-
breiten an einem christlichen Namen, denn unsere Gulla heißt
nur für uns so und heißt eigentlich ganz anders. Ich finde
Christel fand dies auch. Sie gratulierte von Herzen,
das Pseudonym glänzte.“
während die Gulla noch nicht ganz klar in die Geschäfte
zu schauen vermochte, anfänglich auch das Zwanzigstünd
nicht nehmen wollte und dann erklärte, sie würde es in
Staminal wickeln und jeden Morgen lässeln. Hierauf über-
legte Eli gemeinsam mit Christel, ob es nicht am besten
wäre, sie glugte heute schon auf die Redaktion der „Neuen
Revue“, die Veränderung des Schlußes der Novelle be-
rückichtigte sie zwar nicht weiter, da sie für literarischen Ehr-
geiz noch nicht empfänglich war, aber sie wollte doch gern
wissen, wie man sich den Ausgang der Geschichte eigentlich
wünschte. Und dann gratulierte sie sich wieder, allein auf
der Redaktion zu gehen; Christel sollte mitkommen. Doch
das machte Christel nicht für geschmacklos, höchstens Eli
auch einermöglichen: bei dem Haite ihres Vaters in Emma-
nuel hätte sie verlebte Redaktoren kennen gelernt — das
fehlte ganz passible Leute gewesen und früher keine kleinen
Mädchen.

Da die Unterwelt bereits Ferien hatte, so machte sich
Eli schon am Vormittag auf den Weg nach der Bülowstraße,
wo die Redaktion der „Neuen Revue“ gelegen war, um ihre
Karte hinein und wurde von einem eleganten Herrn in
Empfang genommen, der sich Eli erkaufte war, ein so nie-
liches Mädchen vor sich zu sehen.
„Doktor Woltersdorff,“ stellte er sich vor. „Entschuldigen
Sie, gnädiges Fräulein — sind Sie denn wirklich — ich
meine, und Sie die Verfasserin des Barthel Wigels?“
„Ja wohl, Herr Doktor,“ entgegnete Eli schön, „das
bin ich.“
Der Redakteur hob ihr einen Stuhl zu. „Bitte ge-
horhamst ... Bitte auch nochmals um Verzeihung wegen
meiner Frage, aber ... ja — ich hätte die Verfasserin
nicht für eine — eine Dame in so jugendlichem Alter ge-
halten.“
„Aber weshalb denn nicht?“ wachte Eli einzuwerfen.
„Weil ... ja nun, leben Sie — weil dies Geschicht-
chen mit einer so reizenden Freiheit erzählt ist — Parbon
wegen des Abspruchs — mit einer so feinen Rücksicht-
losigkeit, daß ich unwillkürlich ein erfahrener Mann vorausgesetzt
habe.“
Eli bekam einen Schreck. Sie wachte gar nichts von
ihrer „reizenden Freiheit“ — sie hatte die Geschichte ja hin-

geliebt, wie sie sie im Sinne der Zeit für drollig und
unterhaltsam gehalten hatte. Aber nun wurde sie rot und
schämte sich beinahe. Im Himmel wolle, überschreiben von
Ihr sollen nicht gedruckt werden ... „Soll ich vielleicht noch
ein paar Abänderungen treffen, Herr Redakteur?“ fragte sie.
„Die Szene mit der Bäckerin im Leigtrog ist doch wohl zu
berd.“
„Nein, nein, nein, nein!“ rief Doktor Woltersdorff fast
heftig und hob beide Hände. „Im Gegenteil, da könnten
ganz gut noch ein paar Uebersichten hinein — aber ich
will Sie damit nicht quälen, will dem Ganzen auch nicht
seine Frische rauben. Nur eins, gnädiges Fräulein — er zog
aus der Schublade seines Schreibtisches eine Anzahl Druck-
fahnen — „der Schluß muß etwas anders werden. Sie
leben, ich habe die Novelle bereits lesen lassen — sie gefällt
mir so amnehmend, daß ich sie schon im nächsten Heft
bringen möchte ... nur der Schluß, den müssen wir anders
gestalten.“
„Aber wie?“ fragte Eli kleinlaut.
Der Redakteur schlug mit der Rückseite seiner rechten Hand
über die Nüchse. „Sie lassen den Wigels mit seiner Däma
schlichtlich glücklich werden,“ sagte er. „Das ist so konven-
tionell, das ist viel zu.“ Es wäre viel hübscher, wenn der
Wigels an den Galgen käme.“
Eli bekam abermals einen kleinen Schreck. Mein Gott,
wie ging man hier mit ihren Geschöpfen um! Der Barthel
Wigels an den Galgen ... „Aber warum denn?“ fragte
sie und wurde immer kleinlauter.
„Weil es realistisch ist, gnädiges Fräulein,“ antwortete
Doktor Woltersdorff mit Ueberzeugung.
Daraufhin wachte Eli nicht viel zu sagen. Der Redakteur
wachte das ja besser verstehen. „Nun ja,“ antwortete sie
tödelnd, „wenn Sie meinen —“
„Zweifellos!“ rief der Doktor. Dieser Schluß ist etwas
für Gartenlaube, Dabeim, Welt und Haus — für die
Familienblätter. Da lebt man es, wenn erdgärtig alles
glücklich verläuft, wenn der Hans seine Greie kriegt.“
„Aber das kommt doch vor!“ warf Eli ein, die nun
lebhafter zu werden begann und ihre Schüchternheit über-
wand, „— und gerade der Barthel Wigels, der zwingt
doch sozusagen sein Glück.“
„Das ist es eben! Das ist es ja grade, gnädiges Fräulein!
Das erwartet der Leser. Und deshalb ist es künstlerischer,
wenn wir ihn enttäuschen. Für uns ist das Glück zu wohl
feil.“
„Auch wenn es teuer erkauft ist?“
Der Doktor stützte einen Augenblick auf nichte dann
energisch. „Erst recht, mein Fräulein! Das wäre einfach
eine Illustration zu der Ueberschrift, Durch Nacht zum Licht
oder Es muß doch Frühling werden. Das gibt's nicht
bei uns — und dadurch untergehen wir uns von den
üblichen Familienblättern. Weder Glück noch Schmerz;
statt des Lichts gedrohenen Farben von feinsten Wirkung;
statt des Frühlings sterbende Natur im Herbst, kalte Wälder
und der dumpfe Geruch, der dem nächsten Laube entströmt.
Wissen Sie was, gnädiges Fräulein? Lassen Sie den Wigels
nicht allein hängen. Lassen Sie auch seine Spiegelstellen
hängen, den Habermann und den Papenthiem. Alle drei.“
„Gleich alle drei?“ wiederholte Eli ganz erstickt.
„Ja wohl, gleich alle drei! Die apologetischen Reiter,
Krieg, Betteln und Törmung scheiden aus der Welt.
Symbollisch sehr hübsch. Natürlich soll das nicht traurig
wirken, sondern tragikomisch. Tragikomisch!“ rief er noch
einmal. „Das ist das Geheimnis jedes großen Erfolges:

undenen Strungenforten. Ganz in Hand mit dieser treu-
föndelung der Geste unserer Zeit geht die Ent-
bedung des natürlichen Kindes, das Sommergenat Schwalbe
in seiner leichtfertigen Köchin finden wir. Ein Schwanz kann
nur zu vollen Wirkung kommen, wenn er in überaus stot-
tem Tempo gespielt wird. Dafür war — mit Arnold Niel
als Sommergenat und Vater der Köchin — im reichlichen
Maße gefordert worden.

Im Düsselbacher Schauspielhaus ging das Mittel-
stück von Karl Hauptmanns Trilogie „Die goldenen
Strahlen“, das fünfaktige Spiel „Gautler, Tod und
Suzeller in Syene. Spiel“ hat es Hauptmann ge-
nannt, mit Recht, denn es ist sehr Bühnenwert von paden-
der Wirkung wie die Dramen von Karl Hauptmanns größ-
stem Bruder, wohl aber eine Dichtung von reicher Schön-
heit und tiefem Gehalt. Es ist die Tragödie dessen, der
gleichzeitig der Kunst und dem Leben angehören will,
seinem von Leben aber sein letztes Wollen schenkt und
deshalb vom Leben übermunden wird. Er trägt stets eine
Wanderkante, spielt immer und verpöcht schließlich; die
letzte Krönung, die er seine, die er sich vorgefaßt, ist der
freiwillige Tod. Das Schauspielhaus hatte das Stück mit
so feinsinnigen Beschlüssen ins Bühnenleben umgesetzt,
daß ihm warmer Beifall höher sein mußte!

In Eisenach kamen die unter dem Sammelnamen
„Kleine Komödien“ vereinigten drei lustigen Ein-
akter „Der Reifer“, „Blanta“ und „Der Sünden-
fall“ des Weipziger Arztes Dr. Hellmut Unger zur Ur-
aufführung. Darf ichs feingelächelten, nicht pointierten
Dialogs und ihres feinsinnigen, satirischen Gehaltes er-
wangen sie lebhaften Beifall.

Das Skelett am Flügel.

Wie der Chopin die Trauermärchen erkundete.

Knappige Male ist der Chopinische Trauermarsch gespielt
worden, und besonders in der Zeit vor dem Kriege ist wohl
sein Gedächtnis abgehalten worden, bei dem keine schwerwigen
Mänge nicht erlösten. Bekanntlich bildet er einen Teil
des dritten Satzes des D-Moll-Sonates der Komposition,
aber er ist wohl früher als die anderen Sätze entstanden und
unter Umständen, die ihn zum Trauermarsch gleichsam vor-
aus bestimmten.

Der geistvolle Siegmund Feldmann hat gelegent-
lich in einer Flanderei über den französischen Maler Klein
erzählt, wie der Chopinische Trauermarsch entstanden ist.
Der Maler hatte während eines Aufenthalts in Benedig
Chopin mit einem prächtigen, von ihm selbst künstlerisch ge-
schmückten Flügel beschenken wollen und lud ihn, um ihn
damit zu überraschen, zum Essen ein. Mit ihm den Fürsten
de Polignac, einen Maler Moard und noch einen anderen
Komponisten. Chopin, der immer unpünktlich war, war es
diesmal ganz besonders und kam erst gegen Abend, als
die anderen schon lange abgessen hatten. Er war in
schlechtesten Saune: Die Einladung erfüllt von nebelhaften
Bedenken und gemunter von namenlosen Phantomen, wie
ihn Georges Sand geschickt hat. „Das hatte wenig zu der
Freiwilligkeit der anderen, und sie begannen allerlei Mit-
te zu treiben, schon um Chopin auf andere Gedanken zu brin-
gen. Polignac zerete ein Skelett, das ihm beim Malen für
die Draperte brauchte, hervor, trieb mit ihm Umkle, lehte
es schließlich an das Klavier, sah die Hände des Komposi-
tormannes und fuhr damit, bald leicht, bald freitig über die
Tasten. Wie hätte die Lichter ausgelacht und verheulten
aus einwirkend, um diese Vorzeichen stimmungsvoll auf
aus einwirken zu lassen. Das war eine genialisch-romantische
Szene, ganz im Zeitgeschmack, und sie erfuhr bald noch
eine Steigerung, denn plötzlich hallten drei dumpfe Schläge,
die freilich nicht aus der Geiselnwelt stammten, sondern
von Moard, der mit dem Finger auf die leere hölzerne Truhe
geklappte hatte, auf der er saß.

Die anderen lachten, nicht aber so Chopin. Der hatte sich
schon vorher in die weiße Gargende gefüllt, die ihm
aber den Flügel gebreitet hatte, und war den Bewegungen
des Skeletts mit aufgeregten Augen gefolgt. „Raum waren
die drei Schläge auf der Truhe verklungen, als Chopin
herbeiströmte, das Gerippe vom Stuhle zerete und — lange
und leidenschaftlich an der Brust drückte. Uns dreien war
beim Ansehen der Klein vergangen. So bekommen waren

wer, daß wir garricht bemerkten, daß Chopin nun selber
am Flügel saß, bis in die Totenstille des Akteurs eine
Musik hineinquoll: eine Musik, so schmerzhaft, so hoffnungslos
tief und überdies, wie man sie noch nie gehört hatte.
Jeder Akkord war eine Klage, jede Note eine Träne usw. uhm.
Wißlich riß das Spiel inmitten einer Phrase ab. Wie
elken hinzu und hoben Chopin auf. Er war in seinem
Reichentum ohnmächtig auf den Teppich gesunken.“ Einige
Monate später spielte Chopin zum ersten Male öffentlich
seine D-Moll-Sonate. Im dritten Sätze erschien jene Im-
provisation an Kleins Flügel.
Wir finden, sagt Dr. Max Pollaczek, der diese Episode
im Wissen wieder in Erinnerung bringt, die Würdigung
der Musik ja etwas zu hochgepaant, uns sagt der Marsch
nicht das, was er Klein und seinen Zeitgenossen sagte, aber
interessant bleibt es doch, zu erfahren, wie das Werk
entstanden ist.

„Eine starke Probe epischen Könnens.“

Curt Corntub hat einen „infernallischen Roman“
„Wardell“ geschrieben. Der Jauch-Beitrag in Berlin
nennt diesen Roman Corntubs die bisher härteste Probe
seines epischen Könnens.“
Der normale Mensch wird sich ergehen an der harten
Probe“. Ein Kapitel des Romans heißt:

Mittagspause.

Schmähmäh — — —
mhmb — — —
Hja — Hja — Hja —
Schla — schl — uffäh — schl — schl —
— immer Eberjuppe — — —
Schla — schl — — —
Lääh — — —
schla — schl — — —
— und Pferdewurt — — —
Hja — Hja — Hja —
Errrrh — häää — — —
— aber getrot — — —
Schmähmäh — — —
— bald — — —
schla — schl — — —
— hauer — — —
Hja — Hja — — —
— Kfahen — — —
mhmb — — —
— — — — —
Manila — — —
— — — — —
Schla — schl — schl — — —
— Herzubbern — — —
Hja — Hja — — —
Lääh — — —
— heute — — —
schla — — —
— Nachmittag — — —
Wp — — —
— uurrerupps — — —
— — — — —
— — — — —

Dazu bemerkt die „Frankfurter Zeitung“:
Das Buch, dem nach Verlagsbericht „ein großer Beifall“
schon heute sicher ist,“ kostet alles in allem nur
10 Mark ... Papiernebel?

Die Ehe zweier Nilmirner. Vor einigen Tagen — aus
vierechn Tage nach der Scheidung von ihrem ersten Mann
— hat sich Mary Bidford, die berühmte amerikanische
Filmdiva, mit Douglas Fairbanks, ebenfalls einem Ueber-
ling des amerikanischen Kinopublikums, vermählt. Auch
Fairbanks war bereits vorher verheiratet, und zwar mit
Beth Gully, der Tochter eines reichen Baumwollfabrikanten.
Ihre Hochzeitsreise wollen die Neuvermählten rund um die
Welt machen. Mary Bidfords Alter, über das verschiedene
Versionen im Umlauf sind, wird jetzt auf 26 Jahre an-
gegeben, während Fairbanks zehn Jahre älter ist. Ihre
gemeinsame Einkommen macht eine ganz nette Summe
aus. Douglas heimt nämlich 10 000 Dollars die Woche
ein, während Mary mit zwei Millionen Dollars jährlich
rechnen kann. Damit kann man auch in America als Nilmir-
nar anständig leben; denn 2,5 Millionen Dollars im Jahre
sind nach dem gegenwärtigen Stand der Wäntz mehr als
150 Millionen Mark



das Publikum unter Leiden lassen zu lassen. Bei Ihrer ausgesprochen realistischen Begabung wird Ihnen die kleine Wendung so leicht werden. Aber ich muß Sie binnen drei Tagen in Händen haben . . .

Ell überlegte nicht mehr. Bei dreihundert Mark Honorar konnte der Redakteur schon das Fingerring verlangen. Nur die drei Tage Termingrenze ängstigte sie etwas. Schließlich mußte sie dem Geigen für Wigels und Genossen in Falkenhagen errichten. Das ließ sich schon machen.

Als sie zu Christel zurückkehrte, nahm sie sie beiseite und sprach mit Eifer in sie hinein. „Hör, Christelchen, es wird nicht sein, daß mein Freundinnen für vier angekauft bleibt. Es ist etwas geistlos, was ich nicht nicht abne. Ich habe ein wahrlich geistliches Talent. Ich schreibe die tollsten Freizeitschriften nur immer so nieder, als sei es gar nichts. Ich bin von einer unerhörten Rücksichtslosigkeit, sobald ich die Feder ergreife. Menschen, die ruhig weiterleben könnten, lasse ich in dem Galgen hängen. Ich lenne weder Glück noch Stern, Christel. Christelchen, ich kann dir sagen, ich bin eigentlich geistlich. Natürlich immer nur mit der Feder. Deshalb mag aus Frankreichsüchtigen vorborgen bleiben, daß Ell Gullis eigentlich Fräulein von Roter ist . . .“

Christel sah dies ein und verdrückte Distraction und war im Ärgern sich neugierig auf jene entsetzliche Geschichte, die Ell ihr jedoch noch vorenthielt. Am nächsten Morgen trennte man sich; Christel vergoß ein Tränchen und sagte dabei, was Ell in der Erinnerung von gestern als eine „Wirtung des Tragischen“ definierte. Dann fuhr Christel nach dem Potsdamer Bahnhof und Ell nach dem Friedrichs-Strassenbahnhof, wo Hans-Jasper sie bereits erwartete. Und nun ging es mit Dampf in eine verheißene Landschaft hinein, über die ein graues Gewölbe seine Deden hing.

Auch über Falkenhagen hatten sich Wolken zusammengezogen. Baron Roter strahlte seit Herbstbeginn. Die Arterienveränderung hatte Fortschritt gemacht, aber nicht in dem Maße, daß sie zu ernsthaften Beschwerden Anlaß gegeben hätte; schimmer nur der allgemeine Erschöpfungs- zustand Wolftrabs, der langsame Rückgang aller Lebenskräfte. Der Hausarzt hatte angetragen, den Säden aufzusuchen; doch Wolftrab wollte davon nichts wissen. Er wünschte nicht, seine Frau zu beunruhigen, vor der er sein Bestehen noch Möglichkeit verheimlichte. Dorothea war auch nicht geneigt, sich irgendwie ängstlich zu zeigen. „Ich nehme den Onkel“, sagte sie gelegentlich zu Ell, „du kannst dir wohl denken, wie gut ich ihn in unserer langen Ehe kennen gelernt habe. Er läßt sich gern gehen. Er ist in den letzten Jahren ein wenig beunruhigt geworden und ich scheu mich vor der Anrede des Berliner Miniers. Aber das ist Luerel, Ell. Gerade für ihn ist Abwechslung notwendig. Seine Nerven bedürfen einer gewissen Aufwindung. Zeige dich ihm nur immer von deiner heitersten Seite, liebes Kind!“

Ell versuchte das nach Kräften. Der Weihnachtsabend, an dem Ell reich beschenkt wurde, verlief auch ganz vergnügt; aber am ersten Feiertag schloß sich der Baron so hinfallig, daß er nicht beim Mittagessen erschien und Ell bitten ließ, ihm auf ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten. „Geh du nur zu ihm“, sagte Lante Dorothea, „er plaudert gern mit dir — erzählt ihm irgend etwas Lustiges, verzeihe du? Die Hauptfrage ist, daß er nicht immer auf sich selbst und sein eingetriges Leben denkt — daß er abgelenkt wird. Lies ihm eine heitere Geschichte vor — in der Bücherei findest du Romane von Winterfeld und Gandler, die hat er früher immer so gern gelesen . . .“

Aber Winterfeld und Gandler lasen es heute nicht. Der Onkel wehrte von vornherein ab. „Um Gottes Willen“, sagte er, „nur nicht vorlesen! Der alte Winterfeld — nun ja, ich habe über seinen heroischen Widdn-entzert genug gelacht, und auch an Gandler'schen Wochenschriften denke ich immer noch gern zurück. Heute gilt der Humor nichts mehr, wenn er nicht seinen Stachel hat, wenn er nicht in bittere Satire getaucht ist oder wie der Clown in der Groteske häuft. Lante läßt heute auch nicht mehr wie früher. . . Ich danke dir, Schätzchen, Vorlesen greift mich an. Aber erzähle mir etwas von deinem Leben in Berlin. Von der Unvergleichlichkeit der Gesellschaft — wo warst du überall? Die

Gräfin Jida hat an die Lante geschrieben, du hättest ihr so gut gefallen. Auch deine Freundin Christel. Sabst ihr euch bei der Jida an? — Wie — das kann ich mir denken . . .“

Ell sah neben dem Onkel in dem hohen gelben Raum seines Arbeitszimmers. Das Feuer brannte im Kamin, sonst nur noch die verbläute Lampe auf dem breiten Schreibtisch. Der Onkel lag auf der Chaiselongue und hatte die Pelzdecke bis an das Kinn gezogen. Ell sah sein wachsendes Gesicht mit dem blauen Geäder an den Schläfen und dem müden Augen, und das Herz tat ihr weh. Sie gab sich Mühe, lustig zu sein, und antwortete ihm eine scharfsichtige Schilderung von der eigentlichen Weltanschauung bei der Jida und dem interessanten Abend im Göttingerpalais. Und nun lächelte er auch, nahm ihre Hand, streichelte sie und sagte: „Ganz gut, mein Herz, daß du in diesem ersten Winter nicht gar zu eifrig hinter den Büchern sitzt. Ganz gut so. Auch das Weibchen will vergrößert werden. Meine Gesellschaft, so wie sie ist, ist ein Bißchen, von denen wechselnden Einbrüder manches fallen könnte. Es gibt viele, die da bekämpfen wollen, daß uns das Gesellschaftsleben verleihe. Nicht immer; die Verallgemeinerung trifft nicht zu, es schafft doch auch harte Umgebungen. Vor allen Dingen aber legt es unsere Gefühlsänderungen einen gewissen Zauber auf, der gar nicht zu unterschätzen ist, weil er die Selbstbeherrschung vermehrt und die Entwicklung des Individuums fördert.“

„Darin halt du gewiß recht, Onkel“, antwortete Ell. „Schließlich ist der Gesellschaftslebens ein angenehmer, und es mag seine Gefahren haben, ihn geistlich zu verarmen zu lassen, wie er andererseits zweifellos auch ausarten kann. Ich fürchte für mich keins von beiden. Ich möchte meine Stübchen nicht vernachlässigen, werde aber immer noch Zeit finden, mit das Passim der großen Gesellschaft um die Rolle wehen zu lassen. Das heißt also: ich werde unter gültiger Weisheit Hans-Jaspers eine geeignete Auswahl treffen und nur dorthin gehen, wo in der Erregung der Geist auch eine gewisse Teilnahme an den Dingen zu erwarten steht, um mit Goethe zu sprechen. Wasel ist uns allerdings positiver kann, daß wir uns täuschen; denn auch Hans-Jasper ist kein Heilsheer.“

„Wie findest du ihn?“ fragte Wolftrab. „Wie findest du, daß sich der Junge entwickelt hat? — Aber ethische Richtung, lieblich!“

„Ganz ethisch, Onkel; ich finde, daß er ein prächtiger Mensch geworden ist. Anlagen dazu hatte er immer. Ich weiß, er hat seine leichtsinnigen Sünden gehabt. Die können manchem lebenslang nachhängen und ihm das ganze Dasein verderben. Ein Bild für ihn, daß sie vorübergegangen sind, ohne Spuren zu hinterlassen. Und ich glaube, dazu hat gerade dein Einfluß viel getan, Onkel . . .“ Sie sah e. „Das klingt beinahe, als wolle ich dich in eine nette Schmeichelei einwickeln und dir auf deinem Krankenlager ein Zudert geben. Aber es ist schon wahr.“

Wolftrab r. e. „Ich glaube es auch“, sagte er. „Ich habe ihn in ein Dingen seine eigenen Wege zeigen lassen, denn ich bin immer der Ansicht gewesen, daß alle auflebende Kraft den besten Regulator in sich selber findet. Aber ich habe es wenigstens fertig bekommen, ihn von früh auf den leitenden Händen seiner Mutter zu entziehen. Und siehst du: da komme ich auf die Tragik meines eigenen Lebens das Gute — das viele Gute in Lante Dorothea ist nicht gut für mich. Es würde auch eine nutzlose und vielleicht nicht ungefährlöse seelische Belastung Hans-Jaspers gewesen sein, denn Hans-Jasper ist mein Kind, ich mein Blick und Blick. Es hat dann's schlimme Eigenes gegeben, als ich ihn in das Adoltenparadies. Aber der Erfolg war günstig; von dem Augenblick ab, da er hier ankam — aus all dem — dem kleinsten Teilchen Treiben, du wirst mich verstehen, da gebildet er. Ich möchte freilich auf eine unvollständigere Erziehung verzichten und mit einer ziemlich einseitigen vorlieb nehmen; aber sie hat ihn wenigstens zum Mann gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Uraufführungen im Reiche.

Bei der im Altonaer Stadttheater in Gese gegangenen Uraufführung des dramatischen Spiels „Das Fenster“ des Berliner Schriftstellers Joseph August Zug konnte von einem wirklichen Mißlingen der Zuschauerseite keine Rede sein. Dieses Spiel des Autors, wie der Verfasser es nennt, behandelt den in letzter Zeit häufig zum Dramenstoff gewordenen Konflikt zwischen Idealismus und Materialismus, dessen Gestaltung stark an Georg Kaiser, Bertold Strindberg und vor allem Hofenberger „Menschen“ erinnert. Der Schärfer, der durch das richtige sein Fenster in eine Welt, wie wir sie nicht kennen, blickt, kommt nach schweren Kämpfen mit der gemeinen „Vergessenheit“ zur Erkenntnis, daß es falsch ist, um „letzen Dingen“ zu forschen. Das Interessanteste an der Vorstellung waren die stilisierten und stilisierenden Bühnenbilder, der seine expressionistische Rahmen.

Einen expressionistischen Abend hat das Halberstädter Stadttheater, das unter Leitung des Intendanten Stoll steht, mit zwei expressionistischen Uraufführungen veranstaltet. Alfred Brull, dem Leisepublikum schon vielfach bekannt, warb mit seinem von Raum und Zeit losgelösten „Spiel in Christo“ zum ersten Mal von der Bühne herab um Anhänger. Brull hat in diesem fünfaktigen Drama seine theosophische Weltanschauung, frei von jeder Dogmatik, niedergelegt, die Cordatus, „der ewige Mensch“ in ausübender Liebe zur Wahrheit werden läßt. Christus gleich, mehr noch, Christus selbst werden, das ist der Grundgedanke dieses durch die Inappropiate, scharf umrissene Gestaltung der Charaktere und durch die höhere Prägnanz seiner Ausdrucksfähigkeit eigenartigen Dramas.

Schon äußerlich expressionistisch gibt sich das zweite Drama des Halberstädter Journalisten Herbert Klühns an. „Der Waid“ — Die Personen namenlos und nur als Typen dargestellt, die Sprache nur aus ganz ferner, sich eng an den Dabismus anlehnenden Schlagworten, alles Nebenwichtige ausgeschlossen, alles Geheben bis zur Ueberzeugung konzentriert! Während Brull's Drama am Schluß einmütigen Beifall fand, mißte sich bei Herbert Klühns in der sehr frühen, übertriebenen Applaus oppositionelles Wesen.

Vor der Uraufführung von Anton Saks „Pfarrhauskomödie“ gab es im Leipziger Schauspielhaus die Uraufführung von Leonhardt Schröders einaktiger Groteske „Die Fliege“. Ein sehr wichtiger Einfall verleiht eine lustige Groteske, hält aber das Versprechen nicht. Der Streich über eine in einem Glase Bier gebundene Fliege enthält eine Reihe von Vergleichen die einer dem anderen vorwiegt. Das Interesse des Zuschauers erweckt, da geht dem Verfasser der Wem aus. Der schädliche Reiz regt gerade noch zu einem Schluß mit einer höchst klügeligen Lösung hin. Die Aufnahme des Stüdes durch das Publikum war dementsprechend.

Was in Bezug auf die Wemot des Verfassers gesagt wurde, gilt auch von Wilhelm Stilian, dessen Groteskenachtspiel „Der Vater erben“ im Altonaer Stadttheater zu Leipzig zur Uraufführung kam. Der Anlauf (die Idee) verheißt bei allen bei Grotesken etwas, was der Verlauf (die Ausführung) nicht hält. In Nr. 1, der „Athenmusik“ führt ein Traumbild, daß das Wesen der Rassen enthält, einem schärfsten Liebhaber das Innigste seiner Zurückhaltung vor Augen. Nr. 2, „Der Stein des Anstoßes“ ist das Kind einer „marmorner Werdendörfer, das als öffentliches Vergnügen befristet werden wird. In Nr. 3 — genannt „Die liebe Familie“ — wird jemand von seiner Anfangslichkeit an alte Weisheiten durch die Geister der in den Wäldern stehenden Verwandten auf dem R. 4 — der Titel lautet „Der Sellige auf dem Rost“ — nehmen die unglücklichen Produkte einer expressionistischen Malerpaar's an ihm Erzeuger furchbare Raue. Dieses ries deshalb auch den Widerspruch einiger ganz Jungen auf den Plan.

Ein Ereignis, was wieder einmal eine Uraufführung im Großen Schauspielhaus zu Berlin: Gerhart Hauptmann's dramatische Phantazie „Der weisse Schwan“. Der Gottfugger Hauptmann, dessen tiefste Schöpfung „Der Herr in Christo“ bleibt, hat hier daselbe Pro-

blem berührt, das sich durch Studens Roman „Die weißen Götter“ hindurchzieht. Als weißer Schwan wird Herbrand Cortez in Mexiko begrüßt; arglos kommen seinen Spanienherden die braunen Kinder des Landes entgegen, wollen Erbsen in ihnen verehren und werden dann, um schänder Belgier willen, mitleidlos abgemäht. Bei seinem der Spanier dümmert auch der Schimmer der Erkenntnis, daß zwischen dem mexikanischen Adelsgut und dem auf Golgatha getragenen Größten der Menschheit eine geheimnisvolle Beziehung bestehen muß, die auf ein Menschenleben hinweist. Wenn zum Schluß der um seinen Wunderglauben betrogene Montezuma mit seinem Sterben das Leben seiner Geliebte rettet, der Selbe zum nahen Heiland wird, ist die ethische Wucht des Dichters in ihrer ganzen Fülle entfaltet. Für das Seelenrama Montezumas ist der Birtensraum des Reichthums Schauspielhauses zu gestreut, zu verfallen, und die Szenen der Waise, für die er wie gelassen ist, konnte Karl Heinz Martin's Regie nicht zur richtigen Wirkung bringen. Wolff — der Darseller des schmerzlichen Delatenten, die nicht sogar Schmeichelei — erzielt kaum je eine Rolle, die ihm so völlig angeeignet ist wie diese.

Im Vorabend des Mittelalters fand im Potsdamer Schauspielhaus, wie nachträglich berichtet ist, die Uraufführung eines Schauspiel's aus der Feder des Berliner Schriftstellers Josef Buchhorn statt. „Der Schächer von Jena“ — dies der Titel des Buchhorn'schen Bühnenwerkes — ist ein gut gemessenes Theaterstück, das dank seiner waterländischen Tendenz, wahrhaftig seinen Weg über zahlreiche deutsche Bühnen nehmen wird. Es führt unmittelbar in die Ereignisse der Unglücksfälle von Jena und Auerstadt. Der Held ist ein alter Schächer aus der Umgegend von Jena, der freudig für sein Vaterland den Tod durch die Wurdgeln der Franzosen unter Banner erleidet, dem er den Berrat an den deutschen Truppen mannhaft verweigert. Er geht in den Tod in dem frohen Bewußtsein, daß das Kind, das seine Tochter Gertrud unter dem Herzen trägt, bereimt der Kaiser seiner deutschen Ehre an welchem Ledertum sein wird. Die traust Spielleitung lag in den Händen des Intendanten Kurt Behlemann, der auch den Bannes schmeichelt, die nicht fogen zu schmeicheln hängte. Die Uraufführung war ein waderer, nur etwas hochpathetischer Schächer. Ein neues Dreiecker eine amnliche Gertrud. Ueber allem schwebte der Geist Potsdams.

Georg Kufeler, der Oldenburger Schullehrer und Volkshilfer für niederdeutsche Art, hat die Uraufführung seines lustigen Spiels „Der Dämelsbeern“ am Altonaer Stadttheater nicht mehr erlebt. Es ist kein Stück mit tiefen Gedanken, ist nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten, aber es enthält ein Stück wahren, edlen Volkshumors, ist in der Gestalt der urwäldigen runden und humorvoll deren Dämelsbeern, die doch insafge ihrer echt weiblichen Jüge lebenswürdig, fast amnützig wirkt, ein Angenehmerlicher Woll an die Kraft und den geandten Sinn des Volkes. Das in seiner Függe wohlwunder, unter der fügen Regie Dr. Ohnforz's stehende Stück, wurde von dem Hart bestigen Hause mit wohlverdientem Beifall aufgenommen.

Eduard Studens Schicksalstragödie „Myrrha“ erlebte im Altonaer Theater zu Berlin einen lauten Erfolg. Studen, der als Dichter des Groteskes weit bekannt ist denn als moderner Dichter, hat hier ein Stück geschaffen, das halb an Jacarías Berners Schauerdramen, halb an Höns's psychologische Weltanschauungsdramen erinnert. Von Dramatisierung kann man bei ihm nicht reden, höchstens von Bühnensituation; denn trotz der Dialogform sind alle seine Sätze mehr Oper als Drama. „Myrrha“ ist die Tragödie der entregten Frau, die, aus der Trennungsthat hingeleitet, ihren Platz bezieht findet, die Tragödie des Erbfinders, dessen Werk schließt, die Tragödie des frühreifen Kindes, über dessen Hautte das fatum unheilvoll drohend schwebt. Der Erfolg ist der ungeschickten Erziehung der einzelnen Wesen durch die Geschehnisse zu verankern.

Im Lustspielhaus zu Berlin hatte der Schwand „Kraussteinquartierung von S. Kraus und G. Kraus“ einen unbedeutenden Heiterkeitserfolg. Als eine Verkörperung der heutigen Verhältnisse und der damit ver-